

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 25.

Berlin, Dienstag den 27. Februar

1844.

England.

Dublin, von J. Benedey.

Ein Beweis, daß auch das größere deutsche Publikum sich jetzt mehr als früher für die politischen Ereignisse des Tages interessiert, ist wohl, daß, wenn irgendwoher jetzt die Zeitungen ein Ereigniß von größerer Bedeutung melden, auch sofort im Buchhandel mehrere selbständige Werke erscheinen, die sich mit diesem Ereigniß beschäftigen und seine Bedeutung nach allen Seiten hin darzulegen suchen. Gleichzeitig sind uns seit kurzem drei Werke zugekommen, die das Land zum Gegenstand haben, das, trotz seiner Armut, es wagt, dem reichsten und mächtigsten Lande Europa's den Fehdehandschuh hinzuwerfen, und das, trotz des Rufes von Kesseltänzen und wilder Leidenschaftlichkeit, in welchem seine Bewohner stehen, doch dem Winke eines unscheinbaren waffenlosen Mannes gehorcht, der durch ein einziges Wort die empörten Wogen zu beschwichtigen weiß.

Von den drei Werken über Irland, die bald hinter einander von Kohl, Moriarty und Benedey erschienen, ist das erste in der bekannten Weise des Verfassers ein mit der Treue eines alten niederländischen Malers entworfenes Bild von dem Leben und Treiben, von dem Elend und den Hoffnungen der grünen Erin; das zweite ist eine Monographie des Agitators von einem seiner in Deutschland eingebürgerten Landsleute, und das dritte endlich eine sowohl vom historischen als vom politischen Standpunkt ausgearbeitete Darstellung der heutigen wie der früheren Zustände Irlands. Das letztgedachte Buch, ein so eben erschienenenes Werk in zwei Bänden^{*)}, umfaßt die Aufgaben sowohl der Kohl'schen als der Moriarty'schen Arbeit und dürfte sich daher, als ein Leitfaden bei Allem, was jetzt und in der nächsten Zeit die Zeitungen aus Irland berichten, eines großen Publikums zu erfreuen haben. In den Ansichten über die Nothwendigkeit der Beibehaltung der Union zwischen England und Irland, die jetzt noch auf dem Kontinente verbreitet sind, wird dieses Buch unzweifelhaft eine große Modification bewirken. Der Verfasser schildert seinen lokalen Schilderungen und politischen Betrachtungen eine Geschichte Irlands voran, wobei er unter Anderem sagt:

„Wer einen Blick auf die Karte Europa's wirft, kommt sehr leicht zu dem Schlusse, daß die Union zwischen Irland und England in der Natur, der Lage beider Inseln begründet ist. Und gerade weil dieser Schluss so einfach, so natürlich erscheint, so auf ebener Hand liegt, ist es oft sehr schwer, sich zu überzeugen, daß ein entgegengesetztes Streben das einzig naturgemäße ist. Es ist wahr, die Union zwischen England und Irland ist in der Geographie begründet, — aber die Repeal der Union steht in der Geschichte beider Länder in ganz anderer blutiger Lapidarschrift eingehauen. England hat Irland siebenhundert Jahre mißhandelt und mißregiert und schon hierdurch das Recht verwirkt, Irland noch länger an seinen souverainen Willen zu fesseln. Irland verlangt heute eine lokale Gesetzgebung und Administration für seine lokalen, irländischen Interessen, so hoch und so weit diese reichen. England ist allein Schuld, daß alle Interessen Irlands heute rein irländisch, oft den englischen direkt entgegengesetzt sind. In ganz Europa würde eine solche Forderung kaum den geringsten Anstand finden. In Deutschland hat jeder Staat seine Sonderverwaltung, und es fehlt nur die Gesamt-Organisation, in Preußen jede Provinz ihre lokale Gesetzgebung, in Frankreich jedes Departement seinen Rath. Irland verlangt im Wesentlichen nichts Anderes; nur ist nicht zu leugnen, daß gerade durch siebenhundertjährige Mißregierung Irland in einer Lage ist, England gegenüber eine sehr große, eng abgeschlossene Provinz zu bilden, die fast zu groß ist, um als eine Provinz zu handeln und behandelt zu werden. Das kann und wird dann die Ursache zu vielen Reibungen geben; aber an wem die Schuld? Die Engländer leugnen nicht das Recht Irlands; aber sie sagen: „Das kann uns schaden.“ Ich denke, Irland darf darauf ungestört antworten: „Möglich, aber was kümmert mich das?“ Doch beruht die Antwort Englands auf einem Irrthum, der sehr leicht erklärlich, aber für Politiker, wie die Engländer seyn wollen, fast unbegreiflich. Sie sagen: „Ohne Irland würde England zu einer Macht dritten Ranges herabsinken.“ Ganz richtig! — aber hat denn England gegenwärtig Irland? Auf der Karte steht's, — aber in der Geschichte heißt's: Nein. England ist heute ohne Irland. Vor der Union Irlands besaß es dasselbe theilweise, seit der Union immer weniger. Wäre Napoleon nicht auch ein Sohn des Glückes gewesen, hätte er gewußt, worin seine eigene Kraft

bestand, so würde er auch Englands Ohnmacht erkannt haben. Anstatt Millionen Menschenleben zu opfern, um am Ende seinen Ruhm und seine Macht durch einen Nachtfrost zu verlieren, würde er mit dem zehnten Theile von Kraftaufwand und Opfer England in Irland zernichtet haben. Aber er verlangte von den Irländern nur eine „Diversions“^{*)} für Frankreich. Die Zeiten haben sich geändert. Kommt es zu einem neuen Kampfe in Europa, so werden die Franzosen die Lehren, die sie von Deutschland erhalten haben, wohl benutzen und, mit England im Kriege, die Sache anstatt am Rhein — am Shannon ausfechten. Auch die Völker haben nachgerade mehr und mehr einsehen gelernt, daß gerecht seyn — auf die Dauer auch sehr klug ist. In Zukunft wird man im Falle der Noth von den Irländern keine „Diversions“ für den Ausländer, sondern einen Kampf für ihre eigenen Rechte fordern und fördern — sobald sich dazu die rechte Gelegenheit zeigt. Wenn es wahr ist, daß England ohne Irland eine Macht dritten Ranges ist, so ist es heute eine Macht dritten Ranges und hatte seit der Union, von dem Augenblicke an, daß Irland sich wieder in Irland regt, stets nur eine usurpirte Stellung. Wer will bezweifeln, daß Frankreich in Irland mit England in ganz anderer Weise fertig geworden wäre, als es mit Deutschland am Rhein fertig geworden ist? So viel für die auswärtigen Verhältnisse. In den innern nagt Irland an dem Marke Altenglands; doch davon an einer anderen Stelle. Die Auflösung der Union ist die einzige Möglichkeit, Irland mit England wieder zu verbinden. Daß diese Möglichkeit versucht werden sollte, ist zu bezweifeln; ob sie, stattgefunden, Irland und England wieder vereinigen wird, hängt von der Politik, die dann England befolgen würde, ab. Was aber nicht zu bezweifeln steht, ist, daß unter den Verhältnissen, wie sie jetzt zwischen Irland und England bestehen, eines des anderen Untergang unausbleiblich herbeiführen wird. Irland ist in der Lage, wo es den Untergang seines Nachbarn nicht zu fürchten, weil es nichts zu verlieren hat, — und so kann es getroßt wie bis jetzt sagen: „Ich werde England so viel schaden, daß es am Ende gerecht seyn wird.“ Die Frage ist nur, ob dies am Ende nicht das Ende seyn wird? Diese Ansichten und Ueberzeugungen erlangte ich auf meinen Reise- und Rasttagen in Irland. Wie sie entstanden, habe ich zu schildern gesucht, — und so schufen sich die folgenden Darstellungen.“

Wir glauben diese Darstellungen nicht besser erläutern zu können, als indem wir eine Probe daraus unseren Lesern mittheilen. Wir wählen dazu aus dem zweiten Bande die nachstehenden Schilderungen der Ankunft des Reisenden und seines ersten Einblickes in Dublin, wo er sich anfangs nur sehr kurze Zeit aufhalten wollte, jedoch der Reiz dessen, was er in der Hauptstadt wie im Lande kennen lernte, ihn Wochen und Monate lang zu fesseln wußte. Späterhin kommen wir dann auf einige andere Episoden zurück:

„Dublin, den 16. Juni.

„Gestern in London, ein Engländer, und heute in Dublin, ein Irländer. Es lebe der Dampf!

Dieses rasche Vorüberfliegen ist vielleicht mehr als andere Reisearten geeignet, einen allgemeinen Eindruck zurückzulassen. Es ist, als ob man die Inhaltsanzeige eines Buches durchläse und hier und dort ein Blatt aufschlüge und ansähe. Das genügt meist, um einen Begriff, eine Ahnung von Dem zu bekommen, was man in ihm lernen könnte, wenn man's mit Ernst durchläse.

Die Inhaltsanzeige Englands in der Abtheilung: „London bis Liverpool“ ist: Grünes, üppiges Land, kleinschöne Genrebilder, nur selten ein Dorf, überall vereinzelte, rein und gesund aussehende große Pachterhöfe; die rothen Ziegelhäuser in den grünen Baumgruppen, von grünen Wiesen und Feldern umgeben, thun dem Auge wohl; die Vereinzelung der Höfe erinnert das Herz an die kalte, vereinzelnde Natur des Engländers. Hier und dort fliegt der Dampfwagen an Verwandtem, an den rauchenden Kaminen der Fabrikanten, diesen Minarets des englischen Glaubens, vorüber. Die große Menge der Viehweiden, im Gegensatz zu den verhältnißmäßig geringen Fruchtfeldern, haben auch ihre Lehre, sind Anticornlaw-Agitatoren in ihrer Art und zeigen, wie Altengland die Ochsen und die Pferde ganz anders in Ehren hält, als die Söhne und Töchter der „Mobility“.

Auch ein paar persönliche Erfahrungen machte ich. Ich dachte mir: „Was brauchst du dich zu zieren, als armer Teufel ist es eigentlich deine Pflicht, auf dem letzten Platze zu fahren.“ Ich hatte bereits meinen Sitz neben einem Bauer, gegenüber einem aus Indien nach Irland heimkehrenden Soldaten ge-

*) Irland, von J. Benedey. Leipzig, F. A. Brodhaus, 1844.

*) Wolfe Tone II. 514.

nommen, als ich hörte, daß die wohlfeile Fahrt sehr lange dauere, und daß ich nicht zeitig genug ankommen werde, um noch diesen Abend nach Dublin abzufahren. Wenn ich warten wolle, bis eine Stunde später ein theurer Train abgehe, so werde ich zeitig genug in Liverpool seyn. Ich hatte die Wahl zwischen wohlfeilem Dampfwagen und theurem Nachtlager oder theurer Fahrt und Nachtlager-Ersparungen. Ich zog das gewisse Uebel dem ungewissen vor. O Sparsamkeit — in England.

Das Dampfschiff in Liverpool hatte den Dampfwagen abgewartet; so wurden wir per Omnibus aus- und eingeschifft und waren fünf Minuten später auf der See. Ich hatte London mit sehr zweifelhaftem Wetter verlassen, aber trotz des schlechten Frühjahrs und des ewigen Regens vertraute ich auf meinen Stern und auf das Sprüchlein: Nach Regen folgt Sonnenschein. Mein erster Reisetag war der erste schöne Tag des Jahres. Aber die Nacht war noch viel schöner. Die See war glatt wie ein Spiegel, die Luft rein und klar, als ob es keine Wolken mehr gäbe. Nach und nach neigte sich die Sonne zum Untergange. Und nie sah ich sie schöner und reiner in ihr makellosem Bett hinabsinken. Es schien, als ob sie selbst zaudere, so lange währe es, bis der letzte Goldstreifen am Himmel verschwand. Und während die Sonne am Horizont zwischen Himmel und Wasser stand, neigte sich unser Schiff von Zeit zu Zeit mit majestätischer Grazie wie zum Abschiede gegen sie hin. Durch diese Bewegung schien dann die Sonne sich jedesmal wieder aus dem Meere herauszuheben und dem Himmel von neuem zuzustreben.

Neben mir saß eine junge Dame, die dem schönen Schauspiel mit derselben Aufmerksamkeit zusah. Es liegt eine annähernde Verwandtschaft in gleichen Gefühlen und Gedanken, und als die Sonne unter war und die Sterne aufgingen, waren wir, ohne uns auch nur angedet zu haben, schon halbwegs alte Bekannte. Aber gerade die Art, mit der sie so lebendig an diesen Schönheiten theilnahm, die Art, wie sie ihre Theilnahme in ihren belebten Zügen widerspiegelte, schien mir ein Beweis, daß sie keine Engländerin. Ein paar gleichgültige Worte, die ich an sie richtete, und die trauliche Weise, in der sie antwortete, bestätigten mich in meiner Ansicht, und bald hörte ich, daß sie eine Irländerin. Sie sprach mit so viel Liebe, so viel Wärme von ihrem Lande, daß ich sie schon deswegen gern gehabt haben würde. Aber sie war auch sonst eine sehr liebenswürdige Erscheinung. Das Gesicht war nicht regelmäßig, Sommerprossen, die ich freilich erst am anderen Morgen sah, thaten der feinen Haut Eintrag, die Nasenflügel waren ein wenig zu weit ausgeschnitten; aber das Auge war so tief, so schön und doch so mild, und der Mund so voll, so rein, so bittereich, so gnädig zugestehend. Nach den ersten paar Einleitungsfragen kam ein Gespräch über „kleine Nichts“ zu Stande, wie ich mich nicht entsinne, je eines in London in Gang gebracht zu haben, und wie sie jenseits des Kanals, in dem Lande des leichtsinnigen, herzigen Franzosenvolkes, an der Tag- und Nachtordnung sind. Mir wurde so wohl zu Muth, wie es mir lange nicht wieder gewesen war, und ich ahnte, daß ich anderen Regionen zugehörte.

Wie spät es war, weiß ich nicht, aber auf einmal stand die Kleine neben mir auf, sagte freundlich: „Es wird kalt; gute Nacht, mein Herr!“ und ging dann leichten Schrittes der Kajüte zu. Erst jetzt merkte ich, daß es Nacht und wirklich kalt und daß nur noch wenige Passagiere auf dem Verdeck geblieben waren. Ich genoß noch eine Weile nach, was mir der Zufall eben gewährt hatte, und ging dann auch in meine Kajüte. O! wenn es keine Frauen gäbe, keine weichen Herzen, alles Blut würde zu Eis gefrieren.

Ich nahm die schöne Nacht und das freundliche Begegnen als ein: Willkommen in Irland! entgegen.

Den Sonnenaufgang verträumte ich leider, kam aber doch ziemlich früh aufs Verdeck. Meine kleine Freundin war schon oben, aber auch sie klagte, daß sie den Aufgang verschlafen habe. Erst jetzt sah ich recht, wie artig sie (und später lernte ich, daß sie ein Typ irländischer Anmuth und Zutraulichkeit) war. Sie erzählte mir noch sehr viel von ihrem Lande, sagte mir, ich müsse diese und jene Gegend, Landschaft, Wasserfall, See und dergleichen mehr sehen, und war so ohne Hehl, als ob wir viele Jahre gute Bekannte gewesen.

Bald wurden die Ufer sichtbar. Nach und nach traten sie immer lebendiger, immer klarer hervor. Die Anfuhr in der Bai von Dublin ist der Vaterlandsliebe der Irländer ganz würdig. Sie bietet ein sehr schönes Bild. Rechts tritt das Ufer in schroffen, zerrissenen Felsen auf, weiter ab liegt die Insel Eye. Links die weichen Hügelgruppen der Schönheit-berühmten Grafenschaft Wicklow. Vor diesen Bergen liegt ebenfalls eine kleine Insel mit scharfen Felsen. In der Mitte die Bucht von Dublin mit stets abwechselnden Dörfern, Kirchen, Sommerhäusern, Festungsthürmen und Hütten. Die reinste Luft, die schönste Sonnenbeleuchtung hob das Alles so klar hervor, wie selten. Meine kleine Freundin war überglücklich, daß ihr Land sich so schön ausnehme.

Auch die anderen Irländer waren sehr froh gestimmt. Ein protestantischer Geistlicher, mit dem ich schon gestern ein paar Worte gewechselt hatte, kam und frug: „Ist's nicht schön, Irland?“ Ich antwortete freudig: „Ja, es ist schön!“ Und wir plauderten eine Weile. Sein Knabe, der in England in die Schule geht und den er zur Bilanz abgeholt hatte, trat hinzu, und da der Vater gehört, ich sey ein Deutscher, sagte er mir stolz, daß sein Junge deutsch verstehe. Ich frug den Burschen auf englisch, ob dem so sey, und er antwortete led: Yes, Sir! So frug ich auf deutsch: „Lieben Sie denn die deutsche Sprache?“ aber er blieb die Antwort schuldig. Er verstand kein Wort. Ich denke mir, daß der Bursche gerade so gut irisch war, als meine kleine Freundin.

Endlich landeten wir. Ich sagte der ersten Irländerin, die ich auf irländischem Gebiete kennen gelernt hatte, ein freundliches Lebewohl, das sie so herzlich als möglich erwiderte, — und habe mich seitdem hundertmal bei der Nase gezupft, daß ich nicht den Muth hatte, mir Namen und Adresse auszubitten.

Von Ringstown ging ich mit der Eisenbahn nach Dublin, wo ich somit, fast ohne von London bis Dublin die Mutter Erde berührt zu haben, ankam.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Ueber den Belgischen Nachdruck.

(Schluß.)

Gegenwärtige Lage des belgischen Nachdrucks.

Das Jahr 1836 bezeichnet eine neue Epoche in der Geschichte des belgischen Nachdrucks. Zu dieser Zeit waren die industriellen Unternehmungen auf dem Punkte, ihren äußersten Gipfel zu erreichen. Das Fieber gewagter Speculationen hatte seit einigen Jahren alle Köpfe verwirrt. Das Kapital der in Belgien bestehenden industriellen Gesellschaften erreichte während des kurzen Zeitraums von fünf Jahren (von 1834 bis 1838) den Nominalbetrag von 570 Millionen 71,474 Franken. So verwandelten sich auch die bedeutendsten Buchhandlungen in Actiengesellschaften; doch war der Buchhandel zusammen mit der Papierfabrication in jenen gewaltigen Summen kaum mit 14 Millionen begriffen, von welchen außerdem wenigstens die Hälfte niemals realisiert wurde. Es bildeten sich drei Buchhandlungsgesellschaften: die „belgische typographische Gesellschaft“ (Société typographique belge) mit einem Kapital von einer Million in Actien zu 500 Franken; „die Buchhandlungs-, Druckerei- und Schriftgießerei-Gesellschaft“ (Société de librairie, imprimerie et fonderie de caractères) welche auf ein Kapital von 2 Millionen nur zwölfhundert Actien zu 1000 Franken ausgab; „die belgische Buchhandlungs-, Druckerei- und Papierfabrications-Gesellschaft“ (Société belge de librairie, imprimerie et papeterie) mit einem Kapital von anderthalb Millionen. Die Dauer jeder dieser Unternehmungen wurde auf zwanzig Jahre festgesetzt. Daneben konnten sich später noch zwei minder bedeutende Gesellschaften erheben, die „encyclographische Gesellschaft für Medizin“ (Société encyclographique pour les sciences médicales) mit 500,000 Franken und die „Gesellschaft für die Verbreitung guter Bücher“ (Société pour la propagation des bons livres), eine katholische Buchhandlung mit einem Capitale von 4 Millionen.

Der belgische Nachdruck hatte für diese Art der Entwicklung gerade noch den rechten Zeitpunkt getroffen, denn zwei Jahre später, am 17. Dezember 1838, erlag die belgische Bank plötzlich unter der Last ihrer zahlreichen gewagten Unternehmungen. Sie hatte den Nachdruck unter ihren Schutz genommen. Der Kredit wurde so erschüttert, daß das Publikum eben so weit in das Extrem des Mißtrauens umsprang, als es vorher leichtsinnig vertraut hatte, und noch jetzt hat sich die Industrie von dem damaligen Schlage nicht erholt.

Die Buchhandlungsgesellschaften haben den Stos insofern gut ausgehalten, als durch das Sinken ihrer Actien ihre Arbeiten keine Stockung erfahren haben. Der wahre Werth ihres Vermögens betrug im Jahre 1837, das heißt zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, 2,778,500 Franken.

Die Umwandlung der meisten großen Buchhandlungen in Actien-Gesellschaften gab dem Nachdruck erst seine volle Befestigung, da viele Personen von Einfluß Theil nahmen und also ihr Privat-Interesse mit dem des Buchhandels verknüpften. Er hat dadurch Vertheidiger unter den Mitgliedern der Regierungen, der Kammern und der Gerichte gefunden: und man darf sagen, daß er erst seit 1836 eine feste Stellung in der nationalen Industrie Belgiens einnimmt.

Dies ist aber auch der einzige Vortheil, den die Brüsseler Verleger aus jener Umgestaltung ihrer Verhältnisse ziehen konnten, ihre sonstigen Hoffnungen blieben sämmtlich unerfüllt. Die Hauptschuld davon tragen freilich die Verleger selbst, weil sie eine Konkurrenz unter einander selbst begannen.

Die gesammte Thätigkeit des belgischen Nachdrucks drängt sich in Brüssel zusammen, denn die Provinzen und die Gesellschaft für die Verbreitung guter Bücher kommen kaum in Anschlag. Der Markt desselben theilt sich in den einheimischen und den ausländischen. Den letzteren beherrschen die drei großen Gesellschaften fast ausschließlich, auf dem ersteren aber kämpfen eine unglaubliche Menge großer und kleiner Verleger.

Diese unbeschränkte Konkurrenz hat den Nachdruck in eine traurige Lage gebracht, die sich am deutlichsten aus dem Weichen seiner Preise ergibt. Vor zehn Jahren kostete der Band in 18. (das gewöhnliche Brüsseler Format) 3½ Franken (28 Sgr.), etwas später nur drei, dann 2, endlich 1½ Franken (12 Sgr.). Ja, man ist dabei noch nicht stehen geblieben. Ein Verleger machte vor drei oder vier Jahren den Plan, unter dem Titel: *Muséum littéraire* eine Sammlung von Romanen in Lieferungen zu 75 Centimen (6 Sgr.) herauszugeben, so daß die Lieferung etwa dem Umfange des früheren Bandes in 18. entsprechen sollte. Aber auch damit war es noch nicht genug. Der Chef eines der drei großen Brüsseler Häuser setzte im Interesse eines von ihm gegründeten politischen Journals das Bändchen auf 33 Centimen (2½ Sgr.) oder vielmehr auf gar nichts herab. Es erhielt nämlich jeder Abonnent des Journals jährlich zweiundfünfzig Bändchen, und da drei andere Journale, um die neue Konkurrenz auszuhalten, dies Verfahren nachahmen mußten, gab es während eines Jahres in Brüssel vier täglich erscheinende Blätter, die wöchentlich ihren Abonnenten einen Band aus der neuesten französischen Literatur schenkten. Rechnet

man in Summa 6000 Abonnenten, so hätte dies jährlich 312,000 geschenkte Bände gegeben. Diese Vertheilung hat neuerdings beinahe ganz aufgehört, aber ihre Wirkung, d. h. der Band zu 35 Centimen, ist bestehen geblieben. So wurde der belgische Nachdruck das Opfer seines eigenen Prinzips.

Der inländische Markt des belgischen Nachdrucks kann keine größere Ausdehnung erhalten. Eine Leihbibliothek in Belgien ist unmöglich, denn jeder kauft, was er braucht. Man ruft die Bändchen überall aus, wie z. B. auf den Bahnhöfen, und kauft sie ohne Auswahl, um zwei oder drei Stunden gezwungener Unthätigkeit auszufüllen. Aber jede Consumtion hat auch ihre Gränze, die sie selbst bei den billigsten Preisen nicht überschreiten kann, und bis dahin scheint es in Belgien gekommen zu seyn.

Der Zustand des auswärtigen Verkehrs ist nicht ganz so ungünstig und verhinderte bisher noch die Krisis, welche der des inneren herbeizuführen schien, doch müssen auch die auswärtigen Preise in einem gewissen Verhältniß zu den inländischen weichen.

Die Hauptmärkte des belgischen Nachdrucks sind nach der Masse der Einfuhr geordnet: Italien, und zwar Florenz, Rom, Mailand, Neapel und Padua; Rußland und Polen; Deutschland, die pyrenäische Halbinsel, Amerika, und zwar obenan die Vereinigten Staaten; Syrien, Klein-Asien, Smyrna, Alexandrien, ohne die auf bloße Speculation unternommenen Sendungen, welche von Antwerpen aus bei Gelegenheit nach neuen Märkten abgehen. Die meisten dieser Märkte hat sich Belgien freilich selbst geschaffen, sie waren vor der Epoche des Nachdrucks der französischen Literatur gänzlich unzugänglich; aber der belgische Nachdrucker, der mit dem Verfasser nichts zu thun hat, kann auch als reiner Fabrikant und Kaufmann verfahren. Kommissionsgeschäfte und relative Werthe, abhängig von dem Rufe des Verfassers, sind ihm unbekannt. Er macht in irgend einer Stadt eine Niederlage und bestimmt einen gewissen Preis für eine gewisse Menge bedrucktes Papier. Hat die Sorte den Konsumenten gefallen, so bestellen sie mehr, wie etwa dieses oder jenes Muster eines Zeuges so gut als ein anderes nach den Herstellungskosten berechnet, aber, weil es gerade Mode ist, in größeren Massen verkauft wird.

Bei alledem ist die Ausfuhr nicht so bedeutend, als man gemeinlich glaubt. Nach den Registern der Zoll-Ämter wurden ausgeführt

im Jahre	Bücher, auf inländisches Papier gedruckt.	Werth.
1836	90,447 Kilogramme	342,682 Franken
1837	121,871 "	731,226 "
1838	138,190 "	829,140 "
1839	170,743 "	1,033,771 "
1840	147,819 "	893,010 "
1841	168,774 "	1,021,275 "
1842	154,876 "	956,060 "

Damit stimmen im Allgemeinen die Angaben der drei großen Brüsseler Gesellschaften. Es beträgt mithin die jährliche Durchschnitts-Einnahme eher weniger als mehr denn eine Million. Daneben ergab merkwürdigerweise die Einfuhr

im Jahre	Bücher in Bogen, broschirt, cartonnirt oder gebunden.	Werth.
1836	143,601 Kilogramme	881,100 Franken
1837	149,745 "	923,098 "
1838	159,358 "	973,210 "
1839	153,362 "	939,636 "
1840	148,856 "	916,512 "
1841	154,311 "	952,182 "
1842	162,695 "	1,004,180 "

wovon $\frac{2}{3}$ auf Frankreich kommen. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ist darin zu suchen, daß der belgische Nachdruck nur Werke lebender Schriftsteller ausbeutet, die älteren aber dem französischen Buchhandel überläßt.

Aus der ganzen bisherigen Untersuchung ergibt sich, daß der belgische Nachdruck einer wahren Krisis entgegengeht. Anzeichen derselben haben sich auch bereits in dem Verfahren der Gesellschaften selbst eingestellt. Die klügste derselben nämlich, welche fast nur im Auslande arbeitet und sich von der Konkurrenz im Inlande möglichst fern hält, hat seit einigen Jahren ihre Fabrication allmählig vermindert. Die Société d'imprimerie et de sonderie nämlich hat, mit Ausnahme der fortgesetzten Werke, geliefert:

im Jahre 1837	278 Bände in 8. u. 18.
" " 1838	195 " "
" " 1839	210 " "
" " 1840	197 " "
" " 1841	196 " "
" " 1842	175 " "

In einer anderen stehen die Actionaire in offenem Kampfe mit den Direktoren und haben gerichtlich die strenge Handhabung der Statuten verlangen müssen. Alle aber weigern sich, die Zinsen der ursprünglichen Kapitale von 1836 zu bezahlen. Aber wenn sich auch die Umstände der Gesellschaften noch so sehr verschlimmert, so ist doch keine Aussicht vorhanden, daß der Nachdruck in Belgien je aufhören werde, so lange er einem jeden Spekulant freisteht. Es muß also für seine Ausrottung etwas gethan werden, und man darf keinesweges hoffen, daß er sich selbst vernichten werde.

Dies wäre die materielle Stellung des belgischen Nachdrucks, welches ist seine moralische? Welchen Einfluß hat er auf den Charakter und den Ge-

schmack des Volkes ausgeübt, was ihn beschützt? War er der eigenen Literatur desselben günstig oder ungünstig, und hat er vielleicht der französischen Literatur, ohne es zu wissen und zu wollen, wesentliche Dienste geleistet?

Die rastlose Lektüre einer Masse mittelmäßiger oder gar schlechter Bücher, zu welcher die raffinierte Industrie des Nachdrucks die Belgier gezwungen hat, mußte nothwendig die Ausbildung eines guten Geschmacks niederhalten; die französischen Ideen dagegen mußten sich so festsetzen, daß an eine eigenthümliche Entwicklung des National-Charakters nicht zu denken war. Die eigene Literatur befördert der Nachdruck insofern, als er ihr seine Märkte öffnet, aber einer freien Entwicklung derselben setzt er ja eben durch seine Erzeugnisse die beengendsten Schranken. Was Frankreich angeht, so verbreitet er freilich dessen Ideen über die gesammte civilisirte Erde, aber er sendet unbekümmert in denselben Pakete Gutes und Schlechtes. Die belgischen Nachdrucker lassen sich in dieser Hinsicht mit den Vulkanieren vergleichen, aus deren Niederlassungen später die schönsten Kolonien entstanden.

Es scheint also der Nachdruck moralisch betrachtet in gewisser Hinsicht ein etwas günstigeres Resultat zu gewähren; da er aber das wenige Gute unfreiwillig und auf ungerechte Weise thut, so ist er darum keinesweges zu loben; wir haben es nur angeführt, um ihn allseitig zu beleuchten.

Ueber die Unterdrückung des belgischen Nachdrucks.

Frankreich muß die Initiative ergreifen, nicht weil seine Handels-Interessen dabei besonders betheilig sind, sondern es ziemt ihm, als derjenigen Nation, welche durch Intelligenz herrscht, auch in allen Fragen, welche die Rechte der Intelligenz betreffen, als Vorkämpfer aufzutreten. Es muß damit beginnen, bei sich selbst jeden fremden Nachdruck abzuschaffen; vielleicht wird ein solches Beispiel zu edler Nachahmung reizen, wenigstens gewährt es ihm sicher in allen Verhandlungen über den Nachdruck ein bedeutendes moralisches Uebergewicht. Gewährte die Ausführung dieses Vorschlages auch kein unmittelbares Resultat, wie die ungeduldige Gegenwart überall verlangt, so ist dieser Vorwand doch nicht hinreichend, um eine Handlung der Gerechtigkeit deshalb zu unterlassen, denn Alles, was gerecht ist, ist ausführbar, und der Staatsmann soll weiter hinaus sehen und wirken, als auf die nächsten Jahre. Man muß den Fehler im Prinzip angreifen, um ihn von Grund aus zu heilen. England gewährt ein großartiges Beispiel für einen ähnlichen Fall; es hat sich die Ausrottung der Negerflaverei 500 Millionen kosten lassen. Beiläufige Artikel in besonderen Verträgen, wie sie bis jetzt versucht wurde, haben keinen weiteren Erfolg gehabt und könnten im günstigen Falle den Nachdruck aus einer Stadt in eine andere vertreiben.

Wenn Frankreich den Nachdruck abschafft, so würde Belgien zwar nicht ein Gleiches thun, denn es könnte dabei höchstens verlieren, aber seine Regierung wäre gezwungen, dem Nachdruck ihren Schutz zu entziehen. Dazu kommt, daß bei der gegenwärtigen Lage Belgiens Jedermann darauf denkt, dem Handel und der bedeutenden Industrie neue und sicherere Grundlagen zu geben; die beiden politischen Parteien des Landes verschwinden also auf dem neutralen Gebiete kommerzieller und industrieller Fragen und würden kein Bedenken tragen, diesen verhältnismäßig unbedeutenden Zweig wesentlichen Vortheilen zu opfern, welche man den hauptsächlichsten Fabricationen gewährt.

Dann aber wäre noch ein Zweites zu berücksichtigen. Die Regierung muß nicht sowohl die Sache des Buchhandels oder der Schriftsteller, sondern das Interesse der Nation vertreten, und es steht zu befürchten, daß, wenn der Nachdruck rasch aufhört, die französische Literatur ihre bisherigen ausländischen Märkte verliert. Wenn der französische Buchhandel in der hergebrachten Weise fortfährt, so würde dieser Fall unvermeidlich eintreten, oder der Nachdruck würde aufs neue, nur heimlicher und noch widerlicher, sein Wesen treiben. Der französische Buchhandel muß von dem deutschen und selbst von seinem Feinde, dem belgischen Nachdruck, Thätigkeit, Unternehmungsgelbst, billige Preise und die Vereinerung bedeutender Kapitalien lernen.

Es begreift sich, daß dies Alles nicht in kurzer Zeit und nicht ohne kräftige Unterstützung der Regierung ausgeführt werden kann; aber dennoch ist ein günstiger Erfolg sicher zu hoffen, wenn beide, die Regierung und der französische Buchhandel selbst, energisch Hand ans Werk legen.

Afrika.

Jehuda ben Koreisch, der erste Perigraph der Bibel.

Von F. Lebrecht.

Der Wanderer im heutigen Nord-Afrika, der dort, wo sich die Franzosen mit den Trümmern der Nacht Abdelladr's schlagen, nur auf verwahrlostes Land, auf Ruinen und auf ein gesunkenes, von Unwissenheit, Armut und Lastern entstelltes Menschengeschlecht stößt, der ahnt nicht, daß sein Fuß auf das Leichenfeld einer Civilisation tritt, welche vom 7ten bis ins 13te Jahrhundert hier die Küsten krönte; der ahnt nicht, daß am Mittel- und Atlantischen Meer Völker wohnten, welche in der Hölle des arabischen Fleisches den jetzt von der Sahara schon angefrachten Boden zum Garten und zum Sitz der Industrie machten, die mit dem Reichtume ihrer Einbildungskraft für das Leben die süßesten Bethörungen der Poesie gewannen, und die durch die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft den religiösen Fanatismus milderten, um Christen und Juden freundlich die Hand zu reichen. In jenem ungetrübten Verkehr der Wissenschaft geschah es, daß die Araber mit heißer Wissbegier sich

anfangs an die Griechen und die Juden als Schüler angeschlossen, um bald die Lehrer derselben zu werden. Die Juden besonders suchten überall, im Morgenlande, in Spanien und in Nord-Afrika, den Unterricht der Araber in der Philosophie, Poesie und Grammatik und wendeten letztere auf die Sprache der Bibel so wie die erstere auf den Inhalt derselben an. Aber erst in der Mitte des 10ten Jahrhunderts unternahm es ein Jude, das Alte Testament durch ein Lexikon zu erklären. Als Gründer seiner Wissenschaft, und mit Rücksicht auf die Vortrefflichkeit seines Versuches, hätte er längst verdient, einen gründlichen Biographen zu finden; dennoch bin ich hier mit folgender schwachen Notiz der erste Biograph des ersten biblischen Lexikographen.^{*)}

Der Vater der hebräischen Lexikographie hieß Jehuda ben Koreisch^{**)} und war aus der Stadt Zohart oder Zahart^{***)} und hat wahrscheinlich um 930 gelebt. Wie seine Erziehung gewesen, welche Stellung er im praktischen Leben einnahm, wie ausgebreitet seine schriftstellerische Thätigkeit war, wo und wann er gestorben — diese und noch viele andere Umstände, welche man gern aus dem Leben eines Gelehrten kennen möchte, der die ehrenvollsten Eindrücke hinterlassen, dieses Alles wird schwerlich der angestrengtesten Untersuchung zu ermitteln gelingen, da bald nach ihm Grammatiker hervortraten, die seine Leistungen benutzten und seinen Namen durch umfassendere Werke verdrängten^{†)}, und da bald darauf diese Grammatiker und die Grammatik selbst durch die, alle wissenschaftliche Thätigkeit abfordrende, alleinseligmachende, talmudische Literatur verdrängt wurden. Sein großer Zeitgenosse Saadia Gaon († 942) würde ebenfalls mit seinen linguistischen Arbeiten, seine Version ausgenommen, verdrängt und vergessen worden seyn, wäre er nicht zugleich der weithin glänzende Meister im Talmud und Oberhaupt der babylonischen Akademien gewesen. Wäre von den Werken oder dem Werke Koreisch's wenigstens etwas Ganzes erhalten, wir könnten aus diesem selbst Winke für die Lebensverhältnisse des Verfassers gewinnen; allein das Lexikon, welches in der ganzen Welt nur in einem einzigen Exemplar erhalten ist und welches man bisher nachlässigerweise für ein vollständiges Werk hielt, muß ich als einen verstümmelten, wenn auch sehr wichtigen, Auszug denunzieren.^{††)}

Dieser Auszug reicht jedoch hin, den linguistischen Grundsätzen des Verfassers und seiner Kritik, so wie seiner ausgebreiteten Belesenheit und Sprachkunde, die vollste Anerkennung zu verschaffen. Wir wollen nur noch ein Wortchen von der Persönlichkeit des Verfassers sagen und dann zur Beurtheilung des inneren Gehaltes seines Werkes und seiner äußeren Geschichte übergehen. Freilich aber ist, da nur das Werk die Quelle unserer Nachrichten für die Person des Verfassers ist, die Beurtheilung des einen von dem anderen kaum zu trennen.

Aus mehreren guten, wenn auch nicht unwiderleglichen, Gründen hat sich bei mir die Vermuthung gebildet, Koreisch war praktischer Arzt, oder hat sich wenigstens mit der Arzneikunde beschäftigt. Gewisser aber noch ist, daß er ein Mann von vielseitiger und feiner Bildung war. Er hatte nicht bloß eine erstaunliche Belesenheit im Talmud, sondern auch in den arabischen Dichtern, aus denen er häufig Stellen anführt. Was seine Verbindung mit der arabischen Literatur noch besonders auszeichnet, das ist seine Kenntniß des Korans und dessen Benutzung für linguistische Zwecke. Gewiß eine seltene Erscheinung bei jüdischen Gelehrten, jedenfalls selten bei einem Manne, der sich von strenggläubiger Seite zeigt; und es mag auch dieser Umstand dazu beigetragen haben, den Namen Jehuda's bei seinen orthodoxen Glaubensgenossen zu verdächtigen und dann zu verdrängen. Außer seiner gründlichen Kenntniß des Arabischen verstand er Persisch, die Dialekte der Berbern und wohl auch etwas Griechisch. Alle diese Sprachen benutzte er im Lexikon.

Dieses Lexikon, welches in drei Theile zerfällt und wovon uns die Bodleiana ein Exemplar aufbewahrt, enthält als Einleitung ein Sendschreiben an die Gemeinde zu Fez, in welchem dieser Gemeinde vorgeworfen wird, daß sie das Studium der chaldäischen Paraphrase vernachlässige, obgleich das Targum zur Erklärung der Bibel so nöthig wäre. Er habe sich beim Anblicke solcher Vernachlässigung entschlossen, ein Lexikon zu schreiben, worin die Wichtigkeit des Targum, des Talmud und des Arabischen für das Verständniß der Bibel auseinandergesetzt werden soll. Es wird in der Einleitung nicht gesagt, wie das Werk heißen soll; daß es aber einen Namen trug außer dem des „Sendschreiben“ (Risala), könnte man beim Gebrauche der damaligen Zeit voraussetzen. Wirklich versichert uns Abenestra († 1167) l. c., „Jehuda ben Koreisch habe ein Buch der Abstammung geschrieben und es genannt: Vater und

*) Schwerlich wird man die wenigen Worte, die Wolf (Bibliotheca hebraea) ihm gönnt, auch nur für einen Versuch gelten lassen. De Rossi behandelt ihn noch dürftiger; und doch thaten Beide ihrer Schutzbefehligen. Von jüdischen Quellen verlossen und nicht im Besitze eines Werkes von diesem Manne, wie konnten sie etwas von ihm wissen? Das Wenige, was ich im Folgenden verlege, ist Ergebnis der Vergleichung des handschriftlichen Lexikons. Doch glaube ich mich bei den Lesern und besonders bei den Leserinnen dieser Blätter verdienter zu machen, wenn ich sie mit gelehrten Belegen zu meinen einzelnen Behauptungen versichere. Inzwischen werde ich über Alles an einem Orte Rechenschaft geben, wo die hier vorgetragene Skizze sich zu einer Abhandlung ausdehnen wird.

**) Bisher immer Parisi, von Wolf Ebarisch genannt.
***) Abenestra, Einleitung zur Grammatik „Moazzim“. Die Stadt Zahart, welche unter der Dynastie der Kossomiden und später Hauptstadt war, lag da, wo Abdelfadr seine so häufig untergegangene Residenz Fekedempt hatte. Siehe hierüber Magazin 1840, Nr. 93.

†) Menachem ben Sarak; Dunasch ben Librat; Jehuda Ebing, und vor Allen Abulwalid oder Jona ben Gannach.
††) S. unten.

Mutter (Ab w'Em)^{*)}. Jedoch aus dem Umstand, daß das Exemplar der Bodleiana gar keinen Namen oder einen anderen trägt, als der von Abenestra angegebene, erhalten wir schon Erlaubniß, zu vermuthen, daß entweder zwei Rezensionen des Werkes vorhanden seyn mußten, oder daß es zwei verschiedene Werke sind. Letztere Annahme ist aber nicht wahrscheinlich, da Abenestra nur ein Buch dem Koreisch zuschreibt und dieses wie das vorliegende Lexikon charakterisirt. Auch ist auffallend, daß die Ueberschrift: „Sendschreiben an die Gemeinde von Fez . . . die Wichtigkeit des Targum hervorzuheben“ nur zu dem ersten Theile paßt. Endlich tritt die unwiderlegliche Thatsache auf, daß in dem Orfordter Koder alle die Citate fehlen, welche bei den alten Schriftstellern im Namen Koreisch's angeführt werden. Nach diesem wird nun Keiner mehr behaupten, daß wir in genannter Handschrift das ausführliche Werk haben; es ist vielmehr, wie ich fürchte, nur Auszug und zu gleicher Zeit Ablürzung. Aber selbst in dieser verstümmelten Gestalt geht der Geist des Verfassers, der seiner Zeit stark vorausgeeilt, achtungsgebietend einher. Koreisch stellt mit kritischem Bewußtseyn den Grundsatz auf, daß die hebräische Sprache nur durch die Schwester Sprachen Arabisch und Aramäisch erklärt werden könne; und er weist dieses durch zahlreiche Beispiele und mit vieler Schärfe klar und anschaulich nach. Seine Etymologie ist oft eben so glücklich wie originell, und seine Belesenheit im Talmud läßt in ihm einen Rabbinen vom Fache erkennen. Auch auf Ordnung hält er und giebt die Abschnitte der Bücher an, aus welchen er seine Beispiele schöpft; auch übersezt er gewöhnlich die angeführten Talmudstellen, Tugenden, die bei Saadia, und selbst bei Abulwalid, geschweige bei anderen Rabbinen, nicht immer geübt werden.

Nun noch ein Wort über das Schicksal des Werkes:

Um 970 hatte die Aufforderung und Belehrung Koreisch's in Fez schon die günstigsten Wirkungen. Wir sehen dort den trefflichen Sprachgelehrten und Lexikographen Dunasch ben Librat, der in seiner Kritik des hebräischen Lexikons des Menachem ben Sarak, so wie dieser Spanier selbst, den Koreisch benutzte.^{**)} Auch Abulwalid benutzte ihn, so wie mittelbar es auch Raschi (alias: Jarchi † 1105) that. Nach Abenestra hat ihn wohl schwerlich ein Schriftsteller im Originalwerke gelesen, und sein Name verschwand aus der Literaturgeschichte. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts ward die Aufmerksamkeit ernstlich wieder auf diesen Schatz gelenkt, indem der berühmte Kanzler Schnurrer eine Abschrift in der Bodleiana nahm, sie nach Deutschland brachte, sodann die Einleitung und andere interessante Stellen veröffentlichte.^{***)} Schnurrer schenkte seinen zierlich geschriebenen Koder an Gesenius, der ihn im Thesaurus benutzte.^{†)} Endlich kündigte vor zwei Jahren Dr. J. Wegstein im Literaturblatt des „Orient“ an, daß er beabsichtigte, das Werk zu veröffentlichen. Doch bis jetzt hat dieser Gelehrte, welcher im genannten Blatte die von Schnurrer veröffentlichte Einleitung berichtet wiedergab, sein Versprechen nicht erfüllt, so groß auch der Dienst wäre, der dem wissenschaftlichen Publikum hierdurch geleistet würde.

Mannigfaltiges.

— Sue's Geheimnisse auf der Bühne. Die Mystères de Paris sind nun auch auf die Bühne gebracht worden, und zwar von ihrem Verfasser selbst; Herr Dinaux hat den Stoff bühenmäßig zugestuft, Eugen Sue jedoch neben dem Roman die nöthigen Modificationen der Charaktere geliefert. Rudolph, Fürst von Gerolsheim, ist im Stücke bloß ein Vater, der seine Tochter sucht, und nicht auch die Vorsehung in Menschengestalt, als welche er im Roman erscheint. Der „Schulmeister“, dieses scheulichste aller Schensale, ist in dem Stücke ein bloßes Werkzeug der Anderen. „Rigolette“, die aus dem Romane ganz herausgenommen werden könnte, ohne daß dem Gang der Ereignisse dadurch Eintrag geschähe, hat auf der Bühne eben so wie „Germain“ eine größere Wirksamkeit bekommen. Eben so haben die meisten anderen Charaktere verändert werden müssen, um nicht gegen die Regeln der Bühne zu verstößen, und dies hat gerade dem Stück Eintrag gethan. J. Janin schrieb über das neue Drama ein zwölf Spalten langes Feuilleton im Journal des Débats — das freilich den Mystères de Paris und ihrem Verfasser besondere Verpflichtungen hat — und sucht das verminderte Interesse des Stückes dadurch zu erklären, daß die Personen des Romans zu bekannt geworden seyen, und daß sich das Publikum vom dramatischen Dichter wohl jede Veränderung historischer Charaktere und Ereignisse gefallen lasse, nicht aber erfundener Personen oder volkstümlich geordneter Stoffe. Die meiste Anziehungskraft hat auch in veränderter Form die Satansgestalt des Advokaten „Jacques Ferrand“ behalten, welchen Frédéric Lemaître, der Typus des bekannten „Robert Macaire“, mit vollendeter Meisterschaft giebt.

*) Wolf und Gagnier stellen die lächerliche Meinung auf, der Name rühre von den ersten Worten des H. Theils „Abi w'Imai“ her. Der Name wurde dem Buche vielmehr gegeben, weil es die „Abstammung“ der Wörter erklärt. Auch andere Werke solchen Inhalts führen bei den Arabern den Namen.

**) Beide Werke hatte ich handschriftlich vor mir. Sie werden jetzt in Berlin von Herrn Dr. Vieffenthal edit.

***) S. Eichborn's Allgem. Biblioth. der bibl. Liter. III, 951. ff.

†) Gesenius gab mir 1841 das Exemplar mit nach Berlin, mit dem Antrage, den Text nebst einer Uebersetzung herauszugeben. Andere Verpflichtungen hinderten mich aber, ans Werk zu gehen, und der Tod des großen Bibelforschers trennte mich vollends von dem Vorbaben.